

Schokolade für die ganze Welt

Heinrich Steinfest ehrt Ilija Trojanow im Literaturhaus

Von Michael Werner

Als sich der Bastard von Baroda einen Fehler erlaubt, wird der Aussätzige, der Hilfsübersetzer verprügelt. „Sie trugen den Bastard zum Bungalow von Burton“, will also Ilija Trojanow aus seinem grandiosen Roman „Der Weltensammler“ vorlesen. Aber die B-Worte geraten ihm durcheinander, also lacht der Schriftsteller, der fünfzehn Jahre in der indischen Metropole lebte, die er selbst beharrlich Bombay nennt. Er lacht, so scheint's, über sich selbst, und dann sagt er: „Sie trugen den Bastard zum B. von B.“ Denn heutzutage ist ja vieles Comedy. Als die Leute im Literaturhaus zu Ende gelacht haben, liest Ilija Trojanow davon, dass der Bastard von Baroda ins Gefängnis geworfen wurde, weil er sich und seinen Lieblingshund in eine gestohlene englische Fahne gehüllt hatte. Dann sagt er, seine Verirrung im Gestrüpp der B-Worte aufgreifend: „Ein Autor, der dermaßen erfahren reagiert, verdient einen Preis.“ Das soll ein Witz sein.

Und dies ist eine Preisverleihung: Ilija Trojanow – vor 43 Jahren in der bulgarischen Hauptstadt Sofia geboren, aufgewachsen in Deutschland und in Kenia – erhält den Preis der Literaturhäuser. Das heißt, eigentlich erhält er eine Flasche Hochprozentiges mit einem drangewickelten Flachmann aus der Hand von Florian Höllner. Der leitet das Stuttgarter Literaturhaus und sagt, dass man früher Urkunden verliehen habe, inzwischen aber dazu übergegangen sei, den Preis „geistvoller“ zu gestalten. Alkohol, übrigens, ist in weiten Teilen der von Ilija Trojanow liebevoll beschriebenen Welt östlich von Europa verboten oder zumindest verpönt, weil der Koran vor den Gefahren dieser Droge warnt.

Musik von den Namenlosen

Ilija Trojanow nimmt den Preis entgegen, dann liest er, dann läuft Musik von der CD „Die Klänge des Weltensammlers“, die der Autor zusammengestellt hat. Es quetscht also die Sarangi, diese von Südasiens-Touristen zuweilen als nervend empfundene Billigvariante der Geige. Es ploppen die Tablas. Und sehnsüchtig gesungen wird auch auf dieser CD, während Ilija Trojanow ganz versunken lauscht, die Nase auf den gefalteten Händen geparkt, die Augen geschlossen. Der Preisträger übt sich im George-Clooney-Ähnlichsehen, während die an diesem Abend



Man kennt sich: Ilija Trojanow (links) hat den Preis der Literaturhäuser entgegengenommen. Heinrich Steinfest war sein Laudator. Foto Honzera

namenlos bleibenden Musiker aus Indien von seiner CD herab ihr Bestes geben. Obwohl, ein einziges Mal nennt Ilija Trojanow dann doch einen Namen von den vielen, die ihn im Literaturhaus beim künstlerischen Dialog mit seinen eigenen Assoziationen unterstützen: Die große indische Sängerin Begum Akhtar starb 1974, nachdem sie sich bei einem Konzert in Ahmedabad verausgabt hatte.

Ilija Trojanow liest dann noch die eine oder andere Geschichte. Er macht das ruhig und souverän, er verspricht sich auch nicht mehr. Eine handelt von den widerstrebenden Interessen Mumbaier Slumbewohner und den Leuten, die ihr Leben auf dem Golfplatz verbringen. „Die Inseln der Reichen sind Bunker. Und jeder Bunker wird eines Tages überrannt werden“, sagt Trojanow, der zuweilen mitreißend radikal beschreibt und sehr präzise analysiert, was in Indien und anderswo zum großen Unbehagen führt.

Mit ihrer Mischung aus Gier, Ignoranz und Eitelkeit machen nicht nur die Einwohner des Mumbaier „Royal Palms Gulf Village“ in Ilija Trojanows klugem Essay den weniger Begüterten das Leben zur Hölle. Eben jene unheilvolle Mischung ist es auch, die Captain Kirkland auf hoher See zu einem bezeichnend absurden Dialog mit Merse Abdullah inspiriert. Ilija Trojanow, schauspielerisch gewitzt, liest Merse Abdullah. Heinrich Stein-

fest, auch nicht schlecht, wenn auch Wien schwer auf der Zunge tragend, liest den Kapitän. Aber was macht Heinrich Steinfest hier?

Heinrich Steinfest, 48 Jahre alt, und seit zehn Jahren in Stuttgart beheimateter Krimiautor österreichischer Provenienz, hält die Laudatio auf Ilija Trojanow. Aber die beiden Schriftsteller verbindet mehr. Trojanow, der Weltreisende, wohnt nämlich seit ein paar Jahren in Wien, er hat sich „in Wien ein Nest gebaut“, wie Steinfest, der Wien-Flüchtling das nett umschreibt. Steinfest selbst ist wirklich kein Weltreisender: „Ich bin aufgewachsen in Wien und war nie woanders!“

Weißer und schwarze Haare

Und noch ein Ort verbindet die Autoren, die beide virtuos den Abgrund im Menschen ausleuchten – im ganz Fernen der eine, im ganz Nahen der andere. Der Ort heißt Literaturhaus. Dort, wo immer noch Heinrich Steinfests Bilder an den Wänden hängen, soll Ilija Trojanow dieses Jahr noch weitere zwei Mal auftreten, erst am 22. Juni, dann im September, „fünf Tage bevor Heinrich Steinfest hier seinen neuen Roman vorstellt“, sagt Florian Höllner, der Hausherr. Man kennt sich. Man fördert sich gegenseitig, und natürlich vermeidet man es, sich gegenseitig wehzutun. Man findet einander schon ziemlich gut, und

man zeigt das auch, und sei's mit einheitlich schwarzen Hosen. Am Schluss bescheinigt Trojanow seinem Kollegen Steinfest, dass der in der Lage sei, „alles in allem“ zu erkennen.

Aber eigentlich hielt ja Steinfest die Laudatio auf Trojanow, und das tat er gescheit und unterhaltsam und ein kleines bisschen ironisch, aber nicht zu viel. Von Thomas Bernhard hangelte sich Steinfest auf die Schwäbische Alb und von dort mit dem Orientexpress nach Wien zu Trojanows „Nest“. Er quetscht in seine virtuose Geschichte einer Laudatio ein paar schlaue Einordnungen von Trojanows Werk. „Die gleichzeitige Aufdeckung und Bewahrung der Geheimnisse des Lebens“ gelänge Trojanow, sagt Steinfest, der einen Atemzug später enthüllt, dass man fälschlicherweise von „grauen Haaren“ spricht, „wo doch ein Übergewicht an weißen gegenüber schwarzen Haaren zu konstatieren sei“. Die Hauptrolle in Steinfests Laudatio, einer vollkommen gelungenen Ausbalancierung von Respektsbezeugung und Selbstmarketing, spielt ein Stück Schokolade, das als Lesezeichen in Trojanows „Weltensammler“ fungiert. Als Steinfest bekundet, die Schokolade habe die Reise „vollkommen unvasehrt“ überstanden, schrupft die große weiße Welt doch noch auf Kaffeehausmaß zusammen. Das muss, zumal in Wien, nicht immer ein Fehler sein.

MOMENT, BITTE

Echte Größe

Im Kino: „Das Herz von Jenin“

Der Regisseur Marcus Vetter erzählt in dem Dokumentarfilm von dem Palästinenser Ismael Khatib, dessen Sohn Ahmed von einem Israeli getötet wurde.

Ismael Khatib spendet nach dem Tod seines zwölfjährigen Sohnes im Flüchtlingslager von Jenin die Organe Ahmeds israelischen Kindern. Sie leben in Tübingen und sind gebürtiger Stuttgarter. Wie haben Sie von der Geschichte erfahren?



Ich kannte die Geschichte noch nicht, als der israelische Regisseur Leon Geller schon versuchte, sie zu verfilmen. Aber es war unmöglich, dieses Projekt in Israel finanziert zu bekommen. Ich wurde gefragt, ob ich mir vorstellen könnte mitzumachen, und so haben Leon Geller und ich den Film gemeinsam gedreht.

Mussten Sie viele Hürden überwinden?

Dadurch, dass wir in unserem israelischen Produktionsstab Reserveoffiziere hatten, bekamen wir an keinem Kontrollpunkt der Israeli Schwierigkeiten. Im Flüchtlingslager von Jenin, wo Ahmed Khatib 2005 starb, habe ich mit einem palästinensischen Kameramann alleine gedreht, für Leon wäre es dort zu gefährlich gewesen. Die Menschen waren sehr aufgeschlossen.

Sie haben zusammen mit dem Vater einige der Menschen besucht, die Organe des Jungen erhielten. Gilt in Israel nicht die Anonymität der Organspende?

Doch. Aber auf irgendwelchen Kanälen sind damals einige Empfängerinnen auch an die Medien geraten. Wir haben nur Menschen besucht, die bereit waren, vor die Kamera zu treten.

Sie wollen sich weiter engagieren?

Die Filmpremiere fand im einzigen Kino Jenins statt, das seit der ersten Intifada 1987 geschlossen ist. Das möchten wir im August wieder eröffnen. (tkl) Foto Verleith

Vorpremiere heute um 19.30 Uhr im Delfi mit Marcus Vetter und Ismael Khatib. Von morgen an im regulären Programm.

KULTURBEUTEL

Terry Eagleton über Literaturkritik

Der international herausragende Kulturtheoretiker und Literaturkritiker Terry Eagleton spricht heute um 20 Uhr im Wilhelmshaus in englischer Sprache über das Thema „The Death of Criticism“. Dabei geht er der Frage nach, ob die Literaturkritik möglicherweise an ihr Ende gekommen ist und was ihre Funktion heute überhaupt noch sein könnte.

Bernd Möbs signiert bei Hugendubel

Der Autor Bernd Möbs stellt heute um 19 Uhr in der Buchhandlung Hugendubel in der Königstraße sein Buch „Zu Fuß zu Stuttgarts Dichtern“ vor und signiert es auch. Zudem wird es die Möglichkeit der Anmeldung zu zwei literarischen Spaziergängen des Autors geben.

Änderungen und Absagen

Das für 31. Mai in der Porsche-Arena angesetzte Konzert der Band Snow Patrol wurde in das LKA/Longhorn verlegt.

Kaffee, Kekse und die besten Witze von ganz Brooklyn

Der amerikanische Autor Steven Bloom liest in der Stadtbücherei aus seinem neuen Roman „Stellt mir eine Frage“

Von Rolf Spinner

Ort der Handlung ist eine Cafeteria in Brownsville, einem Viertel des New Yorker Stadtbezirks Brooklyn, im Jahr 1950. Meyer Woolf, Jack Goldfarb, Archie Feinstein, Irving Mandel und Max Warsaw vertreiben sich die Zeit mit Kaffee und süßem Gebäck, streiten über Politik und die Vor- und Nachteile der Ehe und erzählen sich einen Witz nach dem anderen. Nur der Jungeselle Izzy steht etwas abseits von seinen Freunden und ist doch die geheime Hauptfigur von Steven Blooms neuem Roman „Stellt mir eine Frage“, (Wallstein Verlag, Göttingen) den der Autor jetzt mit seiner Übersetzerin Silvia Morawetz in der Stadtbücherei vorgestellt hat.

Kennen Sie den? – „Yankel sucht etwas auf seinem Hof. Was suchst du denn?“ sagt Chaim. Meinen Schlüssel, sagt Yankel. Bist du sicher, dass du ihn hier verloren hast? sagt Chaim. Verloren hab ich ihn auf der Straße,

sagt Yankel, aber hier ist besseres Licht.“ Dieser Witz, der sich auch in Sigmund Freuds „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ finden könnte, lässt sich als Allegorie der Situation von Blooms Brooklyn Juden lesen. Ihre Vorfahren lebten in Polen und Russland; aber das gelobte Land, in das sich deren Kinder vor Verfolgung und Pogromen gerettet haben, ist nicht die heilige Stadt Jerusalem, sondern es sind die Vereinigten Staaten wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch hier gibt es Antisemitismus und Rassenkonflikte, die jungen Männer werden in den Krieg nach Korea geschickt, auf Präsident Truman ist ein Attentat verübt worden, und die Werte von Ehe und Familie sind nicht mehr so unangefochten wie einst im osteuropäischen Shtetl. Kein Paradies, aber doch besser als die Welt, welche die Einwanderer hinter sich gelassen haben.

Steven Bloom, Jahrgang 1942, ist als Sohn eines polnischen Juden in Brooklyn aufgewachsen und war auch eine Zeit lang Kellner

in einer Cafeteria. Er kennt also das Milieu, dem er in seinem Roman ein liebevolles Denkmal gesetzt hat. Vor mehr als dreißig Jahren ist er freilich seiner Frau, einer Sängerin, nach Heidelberg gefolgt und hat dort bis zu seiner Emeritierung an der Universität amerikanische Landeskunde unterrichtet. Nach „Immer dieselben Witze“ (2000) und „Offene Ehe“ (2004) ist „Stellt mir eine Frage“ sein dritter Roman.

Das Idiom, in dem sich Izzy, Meyer Woolf und die anderen unterhalten, sei kein Oxford-Englisch, warnte Bloom das Publikum in der Stadtbücherei, als er bemerkte hatte, dass eine ganze Schulklasse mit ihrem Englischlehrer unter den Zuhörern war. In der Cafeteria von Brownsville treffen sich keine Professoren, sondern jüdische Kleinbürger, die in ihren Brooklyn Slang immer wieder jiddische und hebräische Redewendungen einfließen lassen. Der Schlagabtausch in ihren Dialogen, deren Witz bisweilen surreale Formen annimmt, kann es mit dem Drive und den

Pointen der besten amerikanischen Sitcoms locker aufnehmen. Und wenn das vom Autor so stilschlecht vorgetragen wurde wie an diesem Abend, musste sich die von Silvia Morawetz besorgte deutsche Übersetzung notgedrungen blass dagegen anlehnen.

Dem schwarzen Humor dieser Dialoge liegen freilich todernte Geschichten zugrunde. Je schlimmer die Situation sei, desto besser seien die Witze, gab Steven Bloom zu bedenken. Der schweigsame Izzy, die Hauptfigur des Romans, hat früh seinen Vater verloren, der bei einem Pogrom in Polen ermordet wurde. Mit Mutter und Schwester ist er nach Amerika ausgewandert, hat sich assimiliert und im Zweiten Weltkrieg als amerikanischer Soldat gekämpft. Doch Izzy ist sich seiner Identität nicht sicher: Ist er Amerikaner, ist er Jude? Der Roman beantwortet diese Frage schließlich mit einer zarten Liebesgeschichte: Am Ende heiratet Izzy ein jüdisches Mädchen – die Nichte seines Freundes Meyer Woolf.

EX LIBRIS

Über allem liegt ein pappiger Film aus Alltag und Ärger

Wo Depression auf Flüchtlingselend trifft: Olivier Adams Roman „Nichts was uns schützt“

Von Barbara Schaefer

Marie lebt mit ihrem Mann, einem Schulbusfahrer, und ihren beiden Kindern in Nordfrankreich, in der Banlieue einer Stadt nah am Meer. Ein kümmerliches Leben, findet Marie, und leidet vor sich hin, zumal seit dem Tod ihrer Schwester, schlicht: Marie ist depressiv. Und so stürzt sie sich ins Helfersyndrom. Zufällig kommt sie mit Immigranten in Kontakt, sie hilft im Flüchtlingslager aus, unterstützt Asylbewerber, verschenkt beinahe ihr letztes Hemd, während ihre Familie, ihr Mann inklusive, sie immer seltener sieht. Sie isoliert sich und ihre Familie, ihre Kinder werden gemieden und in der Schule verspottet. Der Hass auf die Ausländer, auf die Fremden überträgt sich erst auf sie, dann auf ihre Familie. Der französische Autor Olivier Adam kennt das Milieu, 1974 geboren, ist er in einer Pariser Vorstadt aufgewachsen.

Adam war schon bei vielen deutschen Verlagen, bei Piper, Fischer, Schirmer-Graf, nun ist er bei Klett-Cotta gelandet. Erfolgreich verfilmt wurde vor zwei Jahren sein Roman „Keine Sorge, mir geht's gut“, eine ähnlich triste Geschichte wie „Nichts was uns schützt“ vor dem Hintergrund einer Familie, die nach außen harmonisch auftritt.

Der Roman ist in der Ich-Form geschrieben, da spricht Marie, oder sie schreibt Tagebuch oder gibt etwas zu Protokoll. Die Sprache ist kurz, knapp, leicht umgangs-



Olivier Adam kennt das Leben in der Banlieue.

Foto Verlag

sprachlich (rund übersetzt von Oliver Ilan Schulz), schließlich klingt es wie eine Beichte. Oder ist es ein Brief? Ein Gespräch beim Psychiater? Ihr Leben bestehe aus „ein- oder zweimal im Jahr Kino, sonst Fernsehen und damit basta“, notiert sie, es sei ein „pappiger Film aus Alltag und Ärger“.

Olivier Adam hat das menschenunwürdige Dasein der Flüchtlinge genau beobachtet. Deren Leben vor allem ist düster. Sie huschen mittags in ein Zelt, wo sie zu essen bekommen. Gelegentlich gibt es eine Schlägerei. Sie sind seelisch und körperlich verheert, haben „nässende rote Flecken am

Hals, Ekzeme, Verbrennungen“. Marie sieht Narben, Schmutz, Gestank. Es kommt zu tödlichen Unfällen beim Versuch, die Flucht fortzusetzen; die Männer hängen sich unten an einen Lkw, alle wollen nach England.

Zur Tristesse der Vorstädte und der Asylantenlager kommt Maries Depression. Doch mit fortschreitender Lektüre schleicht sich Unbehagen ein. Ist hier das Flüchtlingselend der Vorwand, eine Depression zu beschreiben, oder ist es gar andersherum? Wird die Depression als Kulisse gebraucht, um das Leben der Flüchtlinge zu beschreiben? Es ist so, als hätte Olivier Adam von allem etwas zu viel in dieses Buch gepackt, auch wenn es im Detail packend erzählt ist.

Wo Marie sich zum Zeitpunkt des Schreibens aufhält, versteht der Leser erst am Schluss. Es stellt sich heraus, die Erzählerin berichtet aus einer psychiatrischen Klinik. Dass sie mit ihrem Einsatz für die Immigranten vor allem sich selbst helfen konnte, erkennt Marie schließlich auch: „Eigentlich war es egoistisch, hier zu sein.“ Sie habe sich durch diese Leute plötzlich nützlich und lebendig gefühlt. Doch solch ein Roman kann nicht gut enden.

Olivier Adam: Nichts was uns schützt. Roman. Aus dem Französischen von Oliver I. Schulz. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart. 208 Seiten, 19,90 Euro. Die für heute Abend angekündigte Lesung des Autors im Literaturhaus fällt wegen Krankheit aus.

Einarmiger Pianist

Roman über Paul Wittgenstein

Die Familie Wittgenstein macht mindestens so viel her wie die Wagners und Manns, was Zwiste, Affären und sexuelle Aberrationen betrifft. Zwei Söhne von neun Kindern des österreichischen Eisenmagnaten und Millionärs Karl Wittgenstein haben sich unsterblich gemacht: der Philosoph Ludwig und der ihm in herzlicher Abneigung verbundene Musiker Paul. Der Pianist, der im Ersten Weltkrieg den rechten Arm verloren hatte, beauftragte berühmte Komponisten, ihm Werke für die linke Hand allein zu schreiben. Mit dem ererbten Vermögen im Hintergrund war es Paul Wittgenstein ein Leichtes, an Korngold, Ravel, Richard Strauss, Prokofjew und Benjamin Britten Aufträge zu erteilen. Homosexualität, die Selbstmorde in der Familie, das Freikaufen der Schwestern, die nicht auswandern wollten, von den Nazis (die Wittgensteins hatten jüdische Vorfahren) sind Stoff genug, um ein Romanpanorama zu entwerfen, vor dem sich Paul Wittgensteins Leben erzählen lässt. Lea Singer verlässt sich auf einfache Sprache, einfache Bilder und einfache Entwicklungen – das ist zwar keine große Literatur, aber auch nicht mit allzu kurzem Atem konstruiert. Für Musikliebhaber und Klatschsüchtige. göt

Lea Singer: Konzert für die linke Hand. Roman. Hoffmann & Campe, Hamburg. 463 Seiten, 22 Euro. Die Autorin liest heute Abend im Wilhelmshaus und hat Musikbeispiele mitgebracht (Beginn 19.30 Uhr).